

(Nachdruck verboten.)

7) Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Die Thür ging auf; ohne ein Gerede abzuwarten, steckte Tina Pötjch den Kopf in die Stube. Schlaun lächelnd sah sie sich um: „Es dat Zeih net derhäm?“

„Na!“ Er sagte es ziemlich grob, sie kam ihm ungelogen, er hatte so viel nachzudenken.

Wie ein Stäbchen schlich sie sich näher, ihre Augen funkelten. „Es dat Zeih met gemaach bis nao Manderscheid?“

Woher wußte sie das? Er sah sie verwundert an.

Sie sagte nichts, aber ihr Lächeln verriet sie. Aha, die hatte aufgepaßt!

Sie stand vor ihm, den Kopf zur Seite geneigt und blinzelte ihn an. Er konnte nicht umhin, sie hübsch zu finden; das helle Kopfstück stand ihr gut zu dem bräunlichen Gesicht, einen Mund hatte sie, so rot wie eine Kirsche.

„Wolltste ebbes vom Zeih?“ fragte er viel freundlicher.

„Na, von Eich.“ sagte sie lech, hob ihren Rock auf und krabbelte lange in der Tasche ihres Unterrocks. Dabei wandte sie keinen Blick von ihm und lächelte ihn an mit ihrem Kirschmum.

Endlich brachte sie ein kleines Bäckchen zum Vorschein, mit spitzen Fingern wickelte sie die Zeitungspapiersecken auseinander. Ein Schmuckstück war darin, ein vergoldetes Kreuzchen.

„Andi!“ Sie legte es vor ihm hin und beugte sich zugleich über seine Schulter.

Er nahm es prüfend in die Hand; das Kreuzchen war verbogen, unten ein Stück abgebrochen. „Wat sollen ech dernit?“

„Heil maachen?“

„Dat kann ech net.“

„Dsch —“ sie lehnte sich von hinten her fest an ihn, „wän dat zweifelt! Se saon, Ihr seid e su gescheidt, Ihr haot dat Talent, Ihr könnt ales maachen!“

„Noch mech gewärden“, brummelte er.

„Dat Pittche haot heit lei gud Schur“ (keinen guten Tag), lachte sie. „Schnauzt mech doch net e su ach!“ Sie griff über seine Schulter nach dem Kreuzchen und streifte dabei zart seine Wange. „Andi, Iao maacht Ihr ebbes Neues dran — wupplich, su schnell wie gepauzt (gespuckt)!“

„Dau Gladdiererin (Schmeichlerin),“ schmunzelte er und strich ihr die Wange. „Saog ech, Mädche, von wem haste dat Kreuzchen? Von Deim Schak?“

„Nä, nä —“ sie that sehr verschämt — „ech haon lei Schak. Ech sein eweil noch vill zo jung!“

„Om, hm.“ Er betrachtete sie interessiert. „Du dän Thomas Laven — no?“ Er kniff sie augenzwinkernd in den Arm.

Sie schlug ihn auf die Finger. „Mutsch! Bah, dän kommen Jong!“ Sie warf die Lippen auf. „Eweil es dau weit weg, waach Gott, wat dän nicht! Et gitter aoch noch amere — haha!“ Sie lachte hell und neigte sich ganz zu ihm hinüber.

„Dau haste rächt,“ stimmte er zu. Sie gefiel ihm immer besser, er begriff nicht, daß er nicht längst mit der Tina angebändelt hatte; so jung wie die, war keine von den andern — und Augen hatte sie! Da kam selbst die Zeih nicht gegen an. Die hier hatte brennende Zündhölzchen im Kopf, mit denen flackerte sie ihm ins Gesicht, als wollte sie sagen: „Brenn Dich an, ich brenn schon lichterloh!“

„Dau Räcker,“ sagte er, zog sie an sich und küßte sie mitten auf den Mund.

Sie erwiderte seinen Kuß und dann kicherte sie: „De Stak es net zo Haus, eweil haon de Mäns frei-danzen! Dat Zeih!“ —

„Dat Zeih,“ unterbrach er sie rauh; es schien, als wolle er das Mädchen von sich drängen.

„Dsch“ kicherte sie, „dat Zeih werd sech aoch schuns amesieren, dän Hähr waor e su ondrwel net!“ Sie sah ihn von der Seite an. „Nuh, maacht kein e su garschtig Bisafsch — köh mech, soun kössen ech Dech!“

Sie warf sich ihm an den Hals so stürmisch, daß er hintenüber auf einen Schemel fiel. Ihre brennenden Augen sahen ihm gierig ins Gesicht, ihre Lippen schimmerten blutrot über den spitzen Zähnen. Sie saß auf seinem Schoß, ihre Arme umstrickten ihn fester, fester.

Das Kreuzchen lag am Boden, achtlos trat Tinas Fuß darauf; der goldne Zierrat knirschte unter dem nagelbeschlagenen Schuh. Sie achtete es nicht, sie hörte auch nicht das Huschen unterm Fenster und das Kraspeln auf der Schwelle.

Jetzt öffnete sich die Thür spaltbreit, gerade weit genug, daß Tinas Ebenbild, Schwester Villa, den Kopf hereinstecken konnte. Ihre altflugen Kinderaugen sahen alles. Mit einem Wutschrei fuhr Tina auf, Peter stand sehr betroffen.

„Dau sollst erunner kommen“ — Villa riß die Thür sperrangelbreit auf — „äwer tutswit (sogleich)!“

„Maach, dattste iwegkömmt“ schrie die andere und ballte die Faust.

„Bäh!“ Villa streckte ihr die Zunge heraus und rannte dann fort mit Geschrei, den Weg zum Dorf hinunter. „Ech waach ebbes — helao, ech saon et, ech saon et!“

Tina wie eine Furie hinterdrein.

„Kreizzgewieder!“ Pittchen sah ihr verdutzt nach; Hören und Sehen war ihm vergangen. Er schloß seine Thür. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, es war ihm sehr warm geworden.

Er hockte sich auf den Schemel und stützte den Kopf in die Hand. „Dat Zeih werd' sich aoch schuns amesieren“ — jetzt, wo er wieder zur Besinnung gekommen, war ihm der Gedanke ein Pfahl im Fleisch, er peinigte ihn. Wo war die Zeih jetzt? Was trieb sie? —

Da — „Kreizzdümmel!“ fluchte er, schon wieder klopfen! Ei, da kam die Mutter vom Hubertche selber, die junge Frau Steffes, die allein mit dem alten Großvater hauste, der Mann war unten in der Fabrik.

„Ech haon als ons Hubertche geschickt“ stammelte sie atemlos und setzte sich auf einen Schemel, „wollt Ihr net kommen?“

„Gewiß, gewiß“ versicherte er. Die Amemarie Steffes war eine hübsche Frau, keine von den Großen, aber munter und wohlgeformt wie eine Wachtel.

„Et es pressant“ sagte sie und legte die Hand auf die heftig wogende Brust; gelauten mußte sie sein wie der Wind, sie war hochrot und kochte.

Und doch schien es ihr jetzt nicht zu eilen; behaglich sah sie sich um und musterte die armfelige Stube. „Dat Zeih es net zo Haus?“ sagte sie dann.

„Nä.“

„Et es nao Manderscheid?“

„Jao.“

„Duh kömmt et wohl erscht diesen Awend widder?“

„Jao.“

„Jesses, on Dir haot niemand, dän Eich ebbes for zo äßen kocht! Nä, su en Fra, läßt dän armen Mahn su allein!“ Sie schlug die Hände zusammen: „Es et menschenmisch!“

Er nickte, es that ihm wohl, benütteleidet zu werden, während seine Frau mit dem Reisenden durch den einsamen Wald fuhr. Ja, die Zeih, die lieb ihn schön im Stich — aber wart, das wollte er der eintränken!

„Su en armen Mahn“ rief die Steffes wieder, sie konnte sich gar nicht beruhigen. „Nower waart, ech duhn Eich ebbes schicken; oder — Pittchen, wißt Ihr wat? Kommt bei ons, wir haon heit ebbes extra Feines — Grondieren met Kriewen on Raabes (Kartoffeln mit ausgebratenem Speck und Kohl)!“

Das Wasser lief ihm im Munde zusammen, so gut hatte er lange nicht gegessen.

„Kommt nor“, sagte sie dringend und kam auf ihn zu.

Er wischte sich mit dem Handrücken über den Mund und dann legte er den Arm um ihre Taille und zog ihre Gestalt an sich. „Dat es net zo veraachten“, seufzte er.

Sie spitze den Mund und lehnte sich an ihn. „On des Dauner Käs haon ech aoch noch derhäm!“

Donnerwetter, Dauner Käs! Er drückte ihr einen Kuß auf den Mund, daß es schallte. Sie küßte wieder — da — sie schreckten auseinander.

Von der Thür her sagte jemand: „Met Verlaut“, und die Kathrine Denzborn stand mit spöttlich verzogenem Mund in der Stube.

„Guzfort (entschuldigt)! Ich kommen wohl onpaß bei der schienen Dimerhaalung! Ich haon gekloppt on gekloppt!“

Sie warf einen verächtlichen Blick auf die kleine Steffes. „Dau has wohl kein Ohren mieh?! Dein Kömmer kreischen, dat mer se hundert Schritt weit hört. Dat Süßche es de Trepp erinner gefall, de Jakob on de Johann haun sech. Dat Hubertche haot mit Stahner nach ons Keppeln geschmih, duh haot em ons Hannidel ordentlich de Bug verwirgt; etweil haste ebbes zo sicken!“

„Steffes Maria!“ Die Steffes rannte zur Thür, auf der Schwelle drehte sie sich noch einmal um: „Komm Dau mer ehs, Dau ale Schateht!“

Die Denzborn lachte grimmig: „Dau denkst: „Besser half geleiect, als ganz geseiert“ — doch kennen esch nau, dau mannsdoll Mensch! Waart, esch schreitwen beim Mahn e Briefsche, dat han sech net hinter en Spiegel sticht!“

„O dau — dau —“ die Steffes wollte noch etwas sagen, aber die Denzborn schob sie über die Schwelle und trachtete die Thüre zu.

(Fortsetzung folgt.)

1317 . . . im Monat Ramasan.

Konstantinopel, Anfang Jamtar.

In Deutschland ist der patriotische Kulturphilister stolz darauf, daß es ihm vergönnt ist, den Eintritt in das zwanzigste Jahrhundert mitzuerleben, das ihm noch weitere Vervollkommnung der Feuerwaffen, einen riesigen Aufschwung der Schiffbau-Technik, sowie eine ungeahnte Vera kolonialer Expansion bringen soll — wir hier, weit hinten in der Türkei, werden auf Schritt und Tritt daran erinnert, daß wir noch im 14. Jahrhundert — der arabischen Zeitrechnung stehen, und wirklich könnte man in dieser Umgebung sich versucht fühlen zu denken, wir schrieben anno domini 1317 . . . Der eben vom Hafen in die Straßen wehende Pulverrauch von Salutschüssen hindert allerdings die Illusion, aber es ist durchaus nicht schwer, sich einige Jahrhunderte zurück in eine Zeit nach der Erfindung des kulturfördernden Stoffes zu versetzen, wo die Demolierung des „Historisch Gewordenen“ und die Ueberflutung der farbenfrohen Welt des Mittelalters mit der grauen Farbe des gesunden Menschenverstandes noch nicht begonnen hatte.

Eine Reihe glänzender, bunter Bilder zieht vor uns vorüber, die uns an die Visionen erinnern, die die kindliche Phantasie bei der Lektüre von „Tausend und Eine Nacht“ hatte. Da ist zunächst der Aufbruch der Heiligen Karawane nach Mekka: die prächtig aufgezäumten und getattelten tänzelnden arabischen Kasse, die würdevoll einhererschreitenden Kamele, welche die Geschenke des Sultans an die Kaaba tragen, die von Gold und Silber strotzenden schwarzen Verschmittenen des kaiserlichen Harems, die zumeist aus Weibern in feistlicher Tracht bestehende schaulustige Menge, die den Zug mit schrillum, hysterischem Aufschrei begrüßt, die langen Reihen der Bayonette und Lanzen — denn hier wie anderswo helfen Frömmigkeit und Militarismus sich gegenseitig ihre Feste verschönern, — alles das ist wohl geeignet, das Auge zu fesseln, obwohl man sich sagen muß, daß es hier wohl Weiber, Eunuchen und Soldaten giebt, daß aber die Männer fehlen.

Dann naht der heilige Fastenmonat, der Ramasan, mit seinen Gebrauchen, die uns an eine ferne entschwindene heidnische Welt erinnern: Der Donner der Kanonen verkündet den Zahör, den Eintritt des Neumondes; die Schiffe werden beslaggt; bei Einbruch der Dunkelheit, wenn der Iftar, der Fastenbruch eingetreten ist und alle Welt gierig nach den bereitstehenden Speisen die Hände ausstreckt, verkünden Lichtgürländer von Minaret zu Minaret die Weisheit des Koran in riesigen Buchstaben.

Die weiße Nacht beginnt dann, wo es auf den Straßen auf- und abwogt, wo die islamische Welt die Genüsse des Bacchus, der Ceres und der Venus zum Schaden des Magens accumuliert, um dann den Tag über sich aller Speisen, alles Trankes, selbst des geliebten Tabaks zu enthalten. Gegen das Ende der Nacht verkündet der feierlich-dumpe Ton der Dabäl, der türkischen Pauke, den Gläubigen, daß der Morgen naht, wo alle Lust zu verstummen hat.

Der Islam offenbart im Ramasan seinen Ursprung: die wilde fast orgiastische Festesfreude wechselt ab mit unnatürlicher Enthaltensamkeit. Es ist der alte, uralte Orient, der aus seinem Grabe aufsteigt; er, der die Astarte, den Moloch, die Mithra, den Tamus, den alten jüdischen Jahve und andere Verkörperungen entweder seiner Grausamkeit oder seiner Wollust und des mythischen Bundes, der beide verbindet, geschaffen hat, er reklamiert den Islam als eine jenen verwandte Schöpfung. So finden der Kulturhistoriker und der Forscher, der die vergleichende Religionswissenschaft zu seinem Studium gemacht hat, reichlichen und interessanten Stoff und werden höchst befriedigt von dem Gehörten und Gesehenen Stambul verlassen.

Geben wir aber den bunten Teppich empor, dessen Figuren-

reichtum und Farbenpracht uns einige Augenblicke hat anziehen können, so werden wir erschreckt zurückweichen. Der giftige Hauch der Verwesung wird uns entgegengeschlagen und wir werden mit Widerstreben und Abscheu an die Analyse der Fülle menschlichen Elends gehen, das sich unseren Blicken offenbart.

Neulich stand in den türkischen Blättern ein kaiserliches Ertrage, das sehr bezeichnend ist für den Grad des Heruntergekommenseins der türkischen Finanzwirtschaft. Es hieß darin, daß höheren Ortes die Auszahlung eines Monatsgehalts an die Beamten zur Verstreitung der Ausgaben des Ramasans befohlen sei. Man denke sich nur, was das für eine Regierung sein muß, die es für nötig hält, es an die große Glode zu hängen, wenn sie einmal ihrer Pflicht nachkommt und den hungernden Beamten ein einziges Monatsgehalt zahlt, nachdem sie so und so viele Male es ihnen schuldig geblieben ist.

Ja noch besser! Die Regierung wird bei der Zahlung dieses Amosens noch zum Bucherer. Statt den Beamten für die türkische Goldlira 108 Silberpiaster zu geben, den gesetzmäßigen Wert der Goldmünze, den diese überall hat, zahlt sie ihnen nur 100 Piaster und hält die übrigen 8 zurück.

Es wirkt, wenn man diese Thatsache kennt, ungemein komisch, wenn man in den türkischen Zeitungen wie in dem „Sabach“ vom 28. vorigen Monats, heftige Artikel gegen die wucherischen „Sarrafen“ oder Straßenbankiers liest. Einmal geht die Regierung doch diesen Leuten mit dem besten Beispiele voran; andererseits ist sie es, die dieses Geschmeiß erst groß gezogen hat. Der Artikel des „Sabach“ wendet sich also an die unrechte Adresse, und jedenfalls ist es thöricht, die Regierung zu Mahregeln gegen eine Klasse von Leuten aufzufordern, die sie sehr notwendig braucht.

Ein Beamter, der sein Gehalt in barem Gelde nicht bekommt, erhält dafür Surets oder Sergis, Anweisungen auf die Kasse.

Diese Surets werden niemals zu ihrem vollen Werte bei irgend einer Klasse ausgezahlt werden. In jedem Fall ist der Mann betrogen. Eine geringe Chance hat er nur, wenn er Grundbesitzer ist und den Vergi, die Grundsteuer zu zahlen hat. Bei den Grundsteuerklassen nimmt man den Suret, der auf 1 Goldlira, d. h. 108 Piaster lautet, zu 50 Silberpiastern an.

Wenn er nun bares Geld haben will und ist nicht Grundbesitzer, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als zu einem Sarrafen zu gehen und ihm die Surets zu verkaufen. Er erhält pro Stück, also für 108 Piaster Silber, circa 20—30 Piaster. Die Regierung und der Sarraf haben sich in die Beute geteilt und der arme Beamte kann zusehen, wie er mit dem in solcher Weise verkürzten Gehalte auskommt. Wenn er nun aber die Surets für einen solchen Spottpreis nicht hingeben will und sie liegen läßt, weil er vielleicht hofft, daß die Regierung sie doch einmal einlösen wird, dann fährt er noch schlimmer; denn je länger diese Kassenanweisungen liegen, desto mehr verlieren sie an Wert, so daß er froh sein kann, wenn er sie für 15—20 Piaster das Stück los wird.

Die Bekanntschaft mit dem Sarraf mußte der Offizier oder Beamte also machen; sonst konnte er nicht existieren. Die Regierung hat in diesen Juden, Griechen oder Armeniern, die so viel über Unterdrückung klagen, ihre besten Bundesgenossen zur Ausfugung ihrer treuen osmanischen Diener islamitischen Glaubens.

Ueber das Treiben dieser Sarrafs, die also unter dem Schutze der hohen Regierung stehen, giebt der erwähnte Artikel des „Sabach“ interessante Einzelheiten: Ein so mit dem Bucherer in Verbindung gekommener Mann wird ihn dann auch aussuchen, wenn sich Geldmangel einstellt; und das geschieht unter den Umständen recht bald. Der Sarraf giebt ihm das Geld zu unglaublich hohem Zinsfuße — kann er nun nicht zahlen, so soll es oft vorkommen, falls der Schuldner ein hübsches, weibliches Familienmitglied besitzt, daß ihn der Sarraf die Prolongierung der Schuld verspricht unter der Bedingung, daß er ihm jenes zuführt. Daß die Unerschämtheit der Geldmänner in einzelnen Fällen so weit gegangen ist, muß man schon glauben. Es ist ja die konsequente Ausbildung der Schuldrechtlichkeit, wenn sie bis zu dem Punkte getrieben wird, wo auch der Körper und die Ehre der Frau des Schuldners dem Gläubiger nicht mehr heilig sind.

Die Ausbreitung dieses Wucherelends kann man nicht weit genug annehmen. Schöndt ja doch ein großer Teil der türkischen Bevölkerung dem Beamten- oder Offizierstande an, was ganz natürlich ist, da man nur für einige Beamtenkategorien auch Griechen, Armenier, Juden und Slaven zur Auswahl heranzieht.

Kleines Feuilleton.

— Erinnerungen an Richard Wagner veröffentlicht in der „Straßb. Post“ der elsässische Musikchriftsteller Ebnard Schürs, einer der Vorläufer für deutsche Kunst in Frankreich. Schürs hatte seiner Zeit die epochemachende erste Aufführung von „Tristan und Isolde“ in Münden miterlebt, darauf einen begeisterungsvollen Brief an den Schöpfer des Werkes geschrieben und zu seiner freudigen Ueberraschung die Aufforderung erhalten, Wagner zu besuchen. Er schildert den Künstler in folgenden Worten: Wagner zählte damals 52 Jahre. Es war unmöglich, den Kopf dieses Zauberers, dieses Beschwörers und Wändigers der Seelen einmal zu sehen, ohne davon einen unvergeßlichen Eindruck zu gewinnen. Welch ein Leben voll rauher

Kämpfe und stürmischer Empfindungen offenbarte sich auf diesem gequälten und von thatkräftigen Zügen durchfurchten Angesicht, in diesem zu feinen Lippen verlaufenden Munde, den zugleich ein sinnlicher Zug und ein hartes Lächeln umspielte, und in diesem gespitzten Kinn, dem Merkmal eines unbezähmbaren Willens. Und über diesem Gesichtsbild von einer dämonischen Kraft diese gewaltige überhängende Stirn voll Macht und Kühnheit! Ja, dieses verheerte Gesicht trug die Spur von Leidenschaften und Leiden, die nur zu fähig sind, Menschenleben schnell aufzubrechen. Aber man fühlte auch, daß dieses ungeheure Hirn, das unter dieser Stirn arbeitete, den geringwertigen Lebensstoff beherrscht hatte, um ihn in einen feinen Bildungsstoff umzuwandeln. Wagners Kopf betrachten, das hieß, abwechselnd in einem Gesicht das Antlitz eines Faust und das Profil eines Mephistopheles sehen. Kurz, dieser Mann wirkte noch weniger durch seine wunderbaren Fähigkeiten und seine erstaunlichen Gegensätze, als durch ihr gewaltiges Zusammendrängen und durch die wunderbare Gedanken- und Willenseinheit, die immer nur auf einen einzigen Punkt gerichtet waren. Seine Art, sich zu geben, überraschte nicht weniger als sein Gesicht. Sein Wesen schwante zwischen einer Zurückhaltung, einer ausgesprochenen Kühle und einer Vertraulichkeit, einem vollständigen Sichgehenlassen. Nicht der Schatten einer modellartigen Stellung oder feierlichen Aufstellung, niemals eine gewollte oder berechnete Haltung. Sobald er sich einmal zeigte, brach er mit voller Gewalt los wie ein wilder Bergstrom, der seine Dämme durchbricht. Dann aber blieb man gebendet vor dieser Natur, die so übermächtig und vielgestaltig war, so glühend, persönlich, übertreibend in allem und doch wunderbar im Gleichgewicht gehalten durch die Vorherrschaft eines durchdringenden Verstandes. Der Freimut und die äußerste Kühnheit in der Kundgebung seines Wesens, dessen Vorzüge und Fehler sich am hellen Tage zeigten, wirkten auf die einen wie ein Zauber, auf die anderen wie ein Steinmischel. Seine Unterhaltung war ein ununterbrochenes Schauspiel, denn bei ihm mußte jeder Gedanke zur That werden. Auf dieser mächtigen Stirn folgten sich die Gedanken und Empfindungen wie die Blitze und glühten sich nicht. Er trug in sich seine großen Helden. In wenigen Minuten konnte man in seinem Gesichtsausdruck wiederfinden die schwarze Traurigkeit des Holländers, das zügellose Sehnen Lamhäuser, den unnahbaren Stolz Lohengrins, den eifigen Hohn Hagens und die Wut Alberichs. Oh, diesen seltsamen Wirbelsturm in diesem Gehirn zu betrachten! Das war, wie der Dichter sagt, der „höllische Sturm, der nie rastet“! Und alle diese Gestalten beherrschend, die sich in ihm einander folgten, erschienen immer wieder zwei, die sich fast immer abwechselnd zeigten, wie die beiden Pole seiner Natur: Wotan und Siegfried! —

k. Tolstoi über die Kunst. Der französische Schriftsteller André Beaunier hat Tolstoi in seiner Wohnung in Moskau, in der er im Winter lebt, aufgesucht und teilt in einer französischen Revue seine Eindrücke und den Inhalt seiner Gespräche mit dem Dichter mit. „Ich erwartete ihn in Empfangszimmer“, schreibt Beaunier, „als ich durch eine Zwischentür im Hintergrunde seine überraschende Silhouette, die sich in dem Dunkel abzeichnete, erblickte. Mit festen und sicheren Schritten kam er auf mich zu, gab mir die Hand und hieß mich willkommen. Er trägt eine schwarze, am Hals unter dem langen weißen Bart sich öffnende Arbeitsbluse, die mit Manschetten versehen und an der Taille mit einem Ledergürtel geschlossen ist. Aber alles dies habe ich erst später bemerkt. Was ich zuerst sah, das waren seine Augen, — seine kleinen grauen Augen, die tief und immer in Bewegung, von wunderbarer Klarheit, von unendlicher Aufrichtigkeit, zuweilen hart, mit Reflexen wie von blankem Stahl, dann wieder mild und immer von einer inneren Flamme erleuchtet sind, — seine kraftvolle Nase, deren Flügel heben, und besonders auch seine Lippen, mit der starken und eigensinnigen Falte . . .“ Beaunier sprach mit Tolstoi über seinen neuen Roman „Auferstehung“. „Er ist noch unvollendet“, sagte der Dichter, „und ich weiß nicht recht, ob ich ihn beendigen werde . . . Sehen Sie, derartige Werke sind unmit.“ Tolstoi zeigte Beaunier die Korrekturbogen eines Werkes über die Kunst und sprach mit ihm lange darüber, las ihm auch einige Stellen daraus vor. Der Hauptgedanke ist folgender: Die Kunst befindet sich auf einem Abwege, und die Abweichung von der rechten Bahn wird von Tag zu Tag stärker. Die Zahl der angebliebenen Künstler wächst in's Unendliche. Die Folge davon ist, daß ebenso viele Leute ihrem Dasein eine falsche Grundlage geben. Da die Kunst gegenwärtig einen so großen Platz im menschlichen Leben einnimmt, ist es mehr als je wichtig, genau darüber klar zu sein, was die Kunst sein muß. Besonders in Frankreich konstatiert Tolstoi diese Verderbnis der Kunst. „Die moderne französische Kunst“, sagt er, „ist deludent; schwerverständliche Dichter, die von Beauclaire beeinflusst sind, spitzfindige, impressionistische und andere Maler, die auf Baudouin de Gavannes folgen, dessen erkünstelteste Naivetät merkwürdig ist, unverständliche Musiker, die dem verhängnisvollen Einfluß Wagners unterliegen, — alles Deludenten!“ . . . „Eure neuen Schriftsteller“, schloß Tolstoi, „sind vielleicht tief, aber ich verstehe sie nicht, sie sind ebenso dunkel wie Ibsen, von dem ich auch nicht weiß, was er will. Wenn Sie seine „Wildente“ würdigen, erklären Sie sie mir vielleicht . . .“ Da er aber ein Skandinavier ist, schadet das nicht! Aber Frankreich, das Land der Klarheit und des Natürlichen! Wenn man Prosaischriftsteller wie Maupassant und Dichter wie Hugo hat, und auch unter den Parnassiers gab es noch wirk-

liche Schriftsteller, Sully Prudhomme hat edle Gedanken ausgedrückt! . . . In Frankreich giebt es 25 000 Künstler, ebensoviel in den anderen Ländern. Das sind Parasiten, die auf Kosten des Volkes leben und ihm zu nichts dienen. Das Uebel wäre halb so groß, wenn sie nur ihre eigenen Dummheiten selbst abdrücken, aber man muß an die zahllosen weißen Sklaven denken, die ihre Augen abnützen, um dieses Geschmier zu entziffern, und ihre Zungen, indem sie den Bleistab einatmen. Der Bau der Pyramiden war nicht unnützer und mühseliger. Und was geben sie dem Volke dafür? Nichts, denn ihre raffinierte Kunst ist nur für einige Eingeweihte. Die Kunst muß volkstümlich und nicht für Privilegierte sein. Die Kunst darf nicht nur für wenige Glücklichere oder das frivole Spiel Blasierter und ermüdeten Lebemänner sein, sondern muß tief in das menschliche Leben dringen und dort Wurzel fassen. Das heißt aber nicht etwa, daß die Kunst sich zu dem Niveau des Volkes herablassen muß. Man behauptet, das Volk verstehe nicht. Natürlich versteht es die Deludenten nicht, und mit Recht. Aber wenn ich meine Bayern, Autodidakten, die unjeren Gelehrten gleichwertig sind, in die Bildergalerie geführt habe, machten die schönen Werke von Repin und Gaj großen Eindruck auf sie. Ich verlange durchaus nicht, daß die Kunst moralisierend sein soll, sie soll vor allem das Volk interessieren. Das thut sie aber nur, wenn sie aufrichtig ist und das allen Menschen gemeinsame Menschliche ausdrückt. Es giebt nur drei Dinge in der Kunst, Aufrichtigkeit, Aufrichtigkeit und nochmals Aufrichtigkeit. Die Kunstschulen dienen zu nichts, sie fälschen den Geist der jungen Leute nur und erwecken in ihnen den Glauben, daß das Metier allein gilt. Seid wahr und Ihr werdet zum Herzen sprechen. Das freudige Lachen eines Kindes steht an, selbst wenn man traurig ist. Ein Kunstwerk ist in dem Maße schön, als es viele Menschen interessiert. Wo findet man nun im westlichen Europa einen ernsthaften Versuch, das Volk für Malerei oder Bildhauerkunst zu interessieren? Nirgends! Höchstens könnte man den Bilderhandel in Lourdes ansühren. . . . Der Abend rückte heran, schließt Beaunier, und Tolstoi durchmaß das weite Gemach nach allen Richtungen. Dann setzte er sich an die Lampe, und während ich mit der Gräfin plauderte, nahm er aufmerksam — denn jede Arbeit ist ehrwürdig — das liegengelassene Strickzeug seiner ältesten Tochter und strickte mit der wundervollen Händen, die „Anna Karenina“ und „Krieg und Frieden“ geschrieben haben. . . .

Psychologisches.

ie. Ueber das mathematische Organ im menschlichen Gehirn hielt P. J. Möbius vor der letzten Versammlung mitteldeutscher Neurologen und Psychiater einen Vortrag, der in der neuesten Ausgabe der „Wiener klinischen Rundschau“ veröffentlicht wird. Möbius sagt, das mathematische Talent besteht in der Fähigkeit, Mathematik zu erlernen, und er teilt danach die Menschen in vier Grade ein: die Unfähigen, zu denen die meisten Frauen und nicht wenige Männer gehören, die Normalen, die so viel lernen können, wie auf der Schule gefordert wird, die Gutbefähigten, die darüber hinaus die für Ingenieure, Physiker, Nautiker zc. erforderlichen Leistungen aufbringen können, endlich die eigentlichen Mathematiker, die die ganze Mathematik zu bewältigen im Stande sind. Als fünfte Klasse könnte man noch die mathematischen Genies nennen, nämlich die Mathematiker, die auf ihrem Gebiete wirklich schöpferisch werden. Welchen Grad der Einzelne in seinen mathematischen Kenntnissen erreicht, hängt ganz und gar nicht von seinem guten Willen ab, sondern nur von seiner angeborenen Anlage. Das mathematische Talent wird nicht erworben, sondern mit zur Welt gebracht, und in dieser Beziehung steht die Veranlagung zur Mathematik mit der künstlerischen, z. B. mit der musikalischen Begabung in Vergleich. Sie erweist sich als unabhängig von sonstigen geistigen Fähigkeiten und kann bei großer Intelligenz gering, bei sonst minderwertiger geistiger Begabung bedeutend sein. Bei dem berühmten Karl Friedrich Gauß war die Begabung für das Rechnen so frühzeitig ausgeprägt, daß er im Alter von noch nicht 3 Jahren seinen Vater, einen Maurermeister, in einer Rechnung korrigierte. Als er im Alter von 9 Jahren in die Rechenklasse der Katharinen-Schule in Braunschweig kam, wurde den Kindern in der ersten Stunde aufgegeben, eine Reihe aufeinanderfolgender Zahlen von 1 bis 40 zu addieren, wer seine Rechnung fertig hätte, sollte seine Tafel auf den Klaffentisch legen. Der kleine Gauß schrieb nach kurzem Besinnen das Ergebnis auf seine Tafel und warf diese mit den Worten: „Da liegt sie!“ auf den Tisch, während die anderen erst anfangen, sich mit der Ausrechnung abzumühen. Der neunjährige Knabe hatte sofort die Formel entdedt, nach der er das Resultat mit einem Schlage herausbringen konnte. Von diesem Augenblicke an wurde sein Lehrer und durch ihn andere bedeutendere Mathematiker auf ihn aufmerksam. Das mathematische Talent gleicht übrigens auch insofern dem musikalischen Talente, als es, wenn es überhaupt ausnahmsweise ererbt wird, vom Vater auf den Sohn übergeht. Das glänzendste Beispiel dafür ist die berühmte Familie Bernoulli, die der Welt eine ganze Dynastie von Mathematikern gegeben hat. Das merkwürdigste an den Untersuchungen von Möbius ist die Feststellung, daß der alte Gauß mit seiner viel und auch mit Recht angegriffenen Schädellehre in dem einen Punkt recht gehabt hat, indem er den Ausdruck mathematischer Begabung in der Schädelbildung richtig erkannt zu haben scheint. Möbius hat zunächst an seinem eigenen Großvater, einem namhaften Mathematiker, bemerkt,

daß die Umrandung des linken Auges eigentümlich ausgebildet sei. Bei der Prüfung von etwa 300 Bildern verschiedener Mathematiker hat Möbius seine Vermutung in allen Fällen bestätigt gefunden. Das mathematische Organ der Gesichtsbildung kann als eine ungewöhnlich starke Entwicklung des oberen äußeren Winkels der Augenhöhle, und zwar nicht nur an einem Auge, bezeichnet werden. Entweder erstreckt sich ein Bulst vom äußeren Ende der Augenbrauen abwärts oder die normale Wölbung des Augenhöhlenrandes verändert sich nach außen hin zu einer annähernd geraden, nach unten und außen gezogenen Linie, wodurch der äußere Teil der oberen Augenlider herabgedrückt wird, oder endlich es tritt eine Kombination solcher Bildungen ein. Den ersten Fall hat Möbius z. B. an einer antiken Büste gefunden, die wahrscheinlich einen großen Mathematiker des Altertums darstellt, den zweiten am Bilde des Direktors der Berliner Sternwarte, Förster, und den dritten an der Büste Alexander von Humboldts. Auch darin kann eine Befestigung der Theorie gegeben werden, daß beim weiblichen Geschlecht eine derartige Gestaltung des oberen Augenhöhlenrandes höchst selten zu beobachten ist, wie auch eine mathematisch begabte Frau als ein Naturwunder betrachtet wird. Sie scheint auch bei den bedeutenden Männern zu fehlen, denen eine mathematische Begabung nicht gegeben war, z. B. bei Goethe und Beethoven. Die Masse scheint keinen wesentlichen Unterschied zu machen. Die geschilderte Schädelbildung muß dazu dienen, dem unter der betreffenden Stelle gelegenen Teile des Gehirns den Raum zu einer bedeutenden Entwicklung zu geben. An dieser Stelle liegt die dritte sogenannte Stirnwindung des Gehirns, deren hintere Hälfte als der Sitz des Sprachvermögens betrachtet wird, während die vordere Hälfte noch keine Deutung in geistiger Beziehung erhalten hatte. Möbius stellte demgemäß die Vermutung auf, daß der vordere Teil der dritten Stirnwindung der Sitz der mathematischen Begabung sein dürfte. Das Gehirn des schwedischen Astronomen Ohliden, das genau untersucht worden ist, hat in der That in der dritten Stirnwindung eine ungewöhnlich starke und eigenartige Entwicklung besessen. —

Medizinisches.

— Herzen auf der rechten Seite. Die Wissenschaft kennt im ganzen nur 16 Fälle von Menschen, die das Herz auf der rechten Seite hatten, darunter aber nur 2, die nach künstlicher Beobachtung durch die Sektion bestätigt wurden. Deshalb ist der von Professor Leo in Wien in dem „Jahrbuch für Kinderheilkunde“ veröffentlichte Fall doppelt interessant. Ein Knabe, acht Jahre alt, kam wegen einer Lungenentzündung in die Behandlung der Poliklinik. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß, während Leber, Milz und Magen an normaler Stelle lagen, das Herz rechtsseitig gelagert war ohne gleichzeitige Umlagerung anderer Organe. Diese Rechtslagerung muß eine angeborene sein. Die Frage war, ob die Lageveränderung auch eine völlige war, d. h. ob auch die Herzspitze nach rechts gelagert und die einzelnen Herzabschnitte und die daraus entspringenden und einmündenden Gefäßstämme eine gegen die Norm umgekehrte Lage einnahmen. Um das festzustellen, rief man die Röntgenstrahlen zu Hilfe. Vermittelt derselben stellte sich heraus, daß die Verlagerung des Herzens nicht mit einer Umkehrung der Herzabschnitte verbunden war. Daraus folgte dann mit ziemlicher Sicherheit weiter, daß das verursachende Moment der Rechtslagerung des Herzens nicht in einer Umkehrung des Herzens resp. Umlagerung der Gefäße zu suchen ist. Es erscheint vielmehr gerechtfertigt, anzunehmen, daß das Herz durch irgend eine aus dem Leben vor der Geburt stammende Unregelmäßigkeit nach rechts gedrängt ist. So wurde in einem anderen beglaubigten Fall von P. Guttmann durch die Sektion bei einer seit frühesten Jugend bestehenden Rechtslagerung des Herzens festgestellt, daß als Ursache eine Verdrängung, und zwar von seiten mehrerer, in Folge eines Zwerchfellschlers in der linken Brusthälfte gelagerten Unterleibsorgane (Magen, linker Leberlappen, Darm-schlingen) vorlag. —

Gesundheitspflege.

— Uebertragung der Schwindsuchtkeime durch Briefmarken. Ein französischer Militärarzt, Dr. Bousquet, hatte Gelegenheit, auf seiner Abteilung einen Lungenkranken zu behandeln, der ein leidenschaftlicher Marken-sammler war und der den ganzen Tag damit zubrachte, in sein Album und auf Blätter Marken zu kleben, wobei er sich gummiertes Papierstreifen bediente, die er mit der Zungenspitze befeuchtete. Der Mann stand in lebhaftem Markentauschverkehr mit seinen Kameraden. Da der Mundspeichel dieses Mannes von Bacillen wimmelte, wurde natürlich dieser Markentausch sofort verboten und die von ihm befeuchteten Marken auf Tuberkel-Bacillen untersucht, da sie zu weiteren Infektionsträgern werden könnten. Die Untersuchung von 300 zum Versand fertigen Marken ergab das Vorhandensein zahlreicher Tuberkelbacillen. Wenn man bedenkt, mit welchem Eifer Kinder und junge Leute sich dem Markensammeln ergeben und viele dieser Sammler in ihr Album eingetuschete oder vom Händler gekaufte Marken einkleben, deren Herkunft durchaus unbekannt ist, so ist es nach den mitgeteilten Versuchen klar, daß sich diese Markensammler einer nicht unerheblichen Gefahr aussetzen. Diese Gefahr ist um so größer, als ja nicht nur Tuberkelbacillen, sondern auch andere Keime, so z. B. jene der Diphtherie, der Lungenentzündung usw., durch den

Mundspeichel übertragen werden können. Wer also Marken einklebt, sollte sich dabei eines Pinsels und Kleisters bedienen! —

Technisches.

— Riesenbagger. Die Sandbagger, die zur Verhütung der Verlandung der Flußläufe verwendet werden, bestehen im wesentlichen aus einem um einen langen Ausleger angeordneten Paternosterwerk mit Schöpfgeseßen aus perforierten, starkem Bleche. Die Schöpfgeseße sitzen an einer endlosen Kette, die um zwei Rollen am Anfange und am Ende des Auslegers geschlungen ist. Wird die eine dieser Rollen durch Maschinenkraft in Bewegung gesetzt, so bewegen sich die einzelnen Schöpfgeseße immer auf und nieder. Nicht man den langen Ausleger nun so, daß sein unteres Ende die Sohle des Wasserlaufes berührt, und setzt man das Paternosterwerk in Bewegung, so wird sich jedes einzelne Schöpfgeseß gewissermaßen in den Boden eingraben, sich mit den Bestandteilen des Bodens vollfüllen und gefüllt an der endlosen Kette in die Höhe bewegen, während sich ein weiteres Geseß in den Boden eingrät. Oben angelangt entleeren sich die Schöpfgeseße beim Uebergang über die oberen Rollen. Im Suezkanal wird, wie die Wodenschrift „Mutter Erde“ mitteilt, eine andere Art Drehschaufelbagger benutzt, bei der zwei oder mehrere um eine horizontale Achse drehbare Schaufeln das Baggergeseß darstellen, das im geöffneten Zustande auf den Boden gesenkt wird, durch Drehung der Schaufeln in diesen eindringt und die losgetrennten Bodenmassen in sich aufnimmt, welche alsbald mit dem Geseße in die Höhe gehoben werden. Durch Wiederöffnung der drehbaren Schaufeln des Baggergeseßes entleert sich dieses in untergestellte Kräne zc. Der Riesenbagger ist am Ufer fest montiert; um einen möglichst großen Baggerbereich zu erhalten, besitzt er aber nicht bloß einen riesigen Ausleger, sondern dieser Ausleger ist auch in der Mitte um eine senkrechte Achse drehbar angeordnet. —

Humoristisches.

— Leichte Wahl. Wirt: Stoppelbaner, soll i Dei Alte holen lassen oder willst lieber auch geschmisse werden? —
 — Deplacierte Lebensart. Professor (dem die Geburt von Zwillingen genehbet wird): „Und angesichts solcher Thatfachen wagt man es noch zu sagen: es giebt keine Kinder mehr!“ —
 — Sein Maßstab. Papa, was ist eigentlich eine welt-historische Begebenheit?
 Börseaner: „Au, e Ereignis, das Kursschwankungen veranlaßt.“ —

Notizen.

— Maria Reichenhofer scheidet mit Ende dieser Saison aus dem Verbands des Deutschen Theaters. Sie will auch nur gastieren. —
 — Ernst v. Wolzogen's „Ein unbeschriebenes Blatt“ hatte bei der Aufführung in Hamburg keinen Erfolg. —
 — Lorping's komische Oper „Casanova“ wurde mit großem Erfolge am Stadttheater in Leipzig aufgeführt. Seit über fünfzig Jahren hatte sie in den Archiven geruht. —
 — Die größte Eiche Westfalens steht in der Nähe von Arnsherg bei Niedereimer; im Volksmunde ist sie unter dem Namen „Die Eiche“ bekannt. Ihr Alter wird auf mehr als 1000 Jahre geschätzt. Der Umfang des Stammes beträgt in Mannes-höhe 9 Meter, 5 Erwachsene vermögen den Baum umgeben zu umspannen. Auf ihren riesigen Wurzeln können sich 30 Personen zu gleicher Zeit niederlassen. —
 c. Das Neueste auf dem Gebiete des Journalismus ist eine — Belagerungszeitung aus Ladysmith. Sie führt den Titel „The Ladysmith Lyre“ und ist ein sehr lustiges Blättchen. Der Herausgeber garantiert im Vorwort, daß die Nachrichten, die er bringt, — garantiert falsch sind; sollte sich dennoch eine Wahrheit einschleichen, so würde sie in einer besonders dafür reservierten Spalte untergebracht. Die Nachrichten sind „Von unseren eigenen Verzagten“ oder „per Telegraphie ohne Draht“ übermittelt. Das englische Kriegsministerium, „Ohm Paul“, „Tante Krüger“, — alles wird angeklagt. — Die vielen Zeitungs-korrespondenten, die in Ladysmith gefangen sitzen, mußten doch etwas zu thun haben! —
 c. Eine Bostoner Zeitung hat, um ihrer Bewunderung für die Sängerin Emma Calvé Ausdruck zu verleihen, unter ihren Desern ein Preisanschreiben für ein Artikulo auf den Namen der Emma Calvé veranstaltet; der Sieger erhält 10 Pfund für den Vers, die neun Verse, die erforderlich sind, bringen ihm also 1800 Mark! —
 — Die Londoner „Nature“ erhielt von dem Naturforscher Hautsch von Raffles-Museum in Singapore die Mitteilung, er habe während eines Vierteljahres über 300 Moskitos in Singapore gesammelt und untersucht, darunter habe sich nur ein Exemplar eines Moskito mit gesteckten Flügeln gefunden, der von dem englischen Forscher Noß als der Verbreiter der Malaria bezeichnet wird. Alle übrigen seien unschädliche Arten gewesen. Hierin liegt eine Bestätigung der neuen Malaria-theorie, weil in Singapore das Fehlen der Malaria mit der Seltenheit gerade der verdächtigen Moskitos zusammentrifft. —